

Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 44 (1968-1969)
Heft: 1

Rubrik: Briefe aus

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 15.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Basel

Am Tag der Heiligen Sabine

Verehrte Freundin: daß Sie in der schweizerischen Metropole der Betriebsamkeit über Zeichnungen von der Basler Messe gestolpert sind, freut mich schon sehr. Und daß Sie etwas von der Messe erfahren möchten – das läßt geradezu mein Herz höher schlagen. Denn die Herbstmesse gehört zu jenen Basler Dingen, die ich liebe – wie das Spalentor und die knappe Redeweise, der Markt und die losen Zungen der Baslerinnen, und ähnliches.

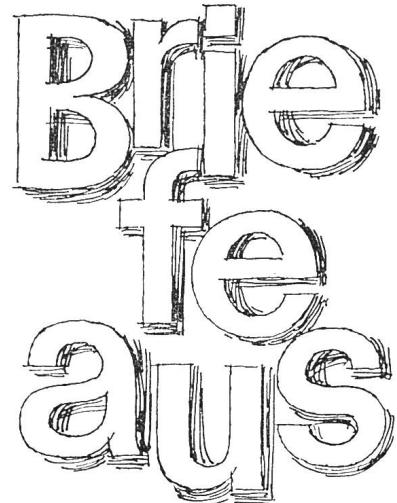
Ich weiss nicht, was Sie sich unter einer Messe vorstellen. Aber Sie werden kaum ahnen, daß die Basler Messe gleich zwei edle Väter hatte: einen Papst und einen Kaiser. Im Jahre 1459 nämlich erhielt die Stadt Basel zwei Briefe von Papst Pius dem Zweiten. Der eine Brief bewilligte ihr die Gründung einer Universität. Der zweite Brief unterstützte Basels Wunsch nach einer Warenmesse; sie zu bewilligen war aber nicht Sache des Papstes, sondern des Kaisers. Nachdem dann die Universität gegründet war und einige Ruf erlangt hatte, tat Basel den nächsten Schritt. Sein Bürgermeister, Hans von Bärenfels geheißen, reiste nach Regensburg, wo der Kaiser seinen Reichstag hielt.

Welcher Kaiser? werden Sie fragen. Ein recht merkwürdiger. Es steht fest, daß er Friedrich hieß. Die einen nennen ihn Friedrich den Dritten, die anderen aber nennen ihn Friedrich den Vierten (weil sie einen weiteren Friedrich mitzählen, der ein Jahrhundert zuvor als Gegenkönig aufgestellt worden war). Es steht auch fest, daß er sich sehr viel mehr für Goldmacherei und die Künste interessierte als für sein Reich, das ohnehin in dieser Zeit vor die Hunde ging. Und da er für seine Liebhabereien Geld brauchte, war er sehr zugänglich für alle Vorschläge, die von einem Geldgeschenk begleitet waren. Man darf annehmen, daß Bür-

germeister Hans von Bärenfels nicht vergaß, außer dem päpstlichen Empfehlungsbrief auch eine Börse mit Goldstücken zur Audienz mitzubringen ...

Das war anno 1471. Im selben Jahre, am Tag der Heiligen Sabine, dem 27. Oktober, wurde die Eröffnung der ersten Messe in Basel feierlich im Rathaus verkündet, und das Glöcklein der Kirche zu St. Martin läutete sie ein. Es gab damals übrigens auch eine Messe im Frühjahr, aber die ansässigen Basler Kaufleute wurden über die von auswärts herbeieilende Konkurrenz fahrender Händler so muff, daß sie es 1494 durchsetzen, diese Messe wieder abzuschaffen. Seither gibt es nur eine Messe in Basel, und die findet traditionsgemäß nach dem Sabinentag statt. Sie dauert zwei Wochen.

Natürlich geht die Basler Messe mit der Zeit. Ihre Funktion als Warenmesse für Neuheiten und Produkte aus fernen Ländern hat sie längst verloren. Wohl kennt sie nach wie vor die Stände auf dem Petersplatz vor der Universität (mit der die Messe ja ihres Ursprungs wegen eng verbunden ist!), in denen verkauft wird, was man das Jahr über in Basel schwer oder gar nicht findet: seltsame antiquarische Bücher, Appenzeller Biber und Basler Messmoggen, Luftballons und Zuckerrwatte, ostschweizerische Negertücher und Urner Kristalle und duftende indisches Kräuter (angeblich zum Mottenvertreiben), unzerreibbare Damenstrümpfe und zerbrechliches Keramikgeschirr und tausend andere Dinge. Der Hauptakzent liegt aber längst auf der Unterhaltung, auf weitgehend motorisierten Belustigungen vom Karussell mit Weltraumschiffen bis zur unsterblichen Berg- und Talbahn, von den Bahnen mit Geistererscheinungen bis zum Tanzrad, das sich gerade der Minirocklein wegen auch bei reinen (reinen?) Zuschauern besonderer Beliebtheit erfreut. Und wenn da einstmals ein paar Orgelimannen und eine in schönsten Barockfarben und -formen prangende mechanische Orgel die Musik dazu abgaben, so sind die längst von Lautsprecheranlagen mit ein paar hundert Watt Ausgangsleistung über-



donnert worden, was wieder einmal beweist, daß der moderne Mensch sich nur unterhalten (lassen) kann, wenn ihm jede Möglichkeit geraubt wird, sein eigenes Wort zu verstehen. Noch gar das Wort eines Nebenmenschen.

Und doch liebe ich die Basler Herbstmesse. Viel an ihr ist noch idyllisch und traditionell. Wenn der Siegrist zu St. Martin sie einläutet, bekommt er einen wollenen Handschuh überreicht, und das vom Repräsentanten der guten Tradition Basels, nämlich vom Denkmalpfleger. Zwei Wochen lang muss der Siegrist mit einem Handschuh herumlaufen, falls er keine eigenen Handschuhpaare hat. Denn erst dann, wenn er die Messe wieder ausläutet, bekommt er Handschuh Nummer zwei. So will es die Tradition. Und noch immer stehen an bestimmten Ecken der Innerstadt die Invaliden mit ihren Orgeln und erinnern an die Zeit, da Gebrechliche allein aufs Betteln angewiesen waren. Und noch immer werden auf der Messe Dinge verkauft, die einstmals zum Arzneischatz gehörten, heute aber nur noch Leckerbissen sind: Magenbrot, Magenmorsellen. Und vieles noch mehr erinnert an die bald 500 Jahre Basler Messentradition, die mitschwingt, obschon in Basel kaum mehr ein Mensch eine Ahnung davon hat, daß einst die obersten kirchlichen und weltlichen Gewalten in Bewegung gesetzt werden mußten, um sie zu begründen ...

Freuen Sie sich, verehrte Freundin, über die Helgen von der Basler Messe. Noch besser: kommen Sie zur Messe nach Basel! Im Gegensatz zur Fasnacht nämlich begrüßen wir zur Messe gern Gäste. Es wird mir ein besonderes Vergnügen sein, Sie mit Zucker-

watte und Meßmoggen zu füttern. Und sie dabei zu photographieren (denn Sie wissen: ich bin ein gemeingefährlicher Amateurphotograph)!

Mit herzlichem Gruß,
Ihr Hanns U. Christen

Bonn

Frischer Wind

Lieber Schweizer Spiegel! Du fragst mich, wie ich als Schweizer, Korrespondent einer großen Tageszeitung, Bonn erlebe. Nun, die provisorische und gerade deswegen nach einem französischen Sprichwort so dauerhafte Kapitale der Bundesrepublik Deutschland ist eine liebenswürdige Provinz- und Universitätsstadt mit historischen Bauten, schmucken Fachwerkhäusern, schönen, stillen Plätzen, gepflegten Parkanlagen, engen, verwinkelten Gassen und einer großzügigen Rheinuferpromenade – auf jeden Fall ein friedlich-idyllischer Wohnort für traditionsbewußte Einheimische, Studenten und Schüler sowie «zugereiste» Beamten, Diplomaten, Politiker und Journalisten.

Und doch hat nicht erst die tschechische Krise Leben in diese Atmosphäre gebracht. Es hat seit dem Frühjahr revolutionäre Szenen gegeben, die in dem eben skizzierten Stilrahmen besonders aufreizend wirkten: Dem Beethoven-Denkmal auf dem Münsterplatz war eine rote Fahne in die Hand gedrückt worden, rhythmisierte «Ho-Ho-Chi-Minh»-Sprechchöre brachen sich an verschmörkelten Fassaden. Der Hofgarten vor dem barocken Hochschulgebäude diente dreißig- bis fünfzigtausend (!) überwiegend jugendlichen Menschen zu einem «sit-in» (das ansatzweise gegen Abend in ein zärtliches love-in überzugehen schien). Die neumodische Beethovenhalle, in der sonst Konzerte oder offizielle Empfänge stattfinden, erlebte zum ersten Mal in ihrer noch kurzen Geschichte ein «teach-in». Mit



Zeichnung von der Basler Messe

einem Wort: das brave, biedere «Bundesdorf» war nicht mehr zu erkennen, wurde, wie die Veranstalter der «Verkehrten Welt» stolz proklamierten, «revolutionär durchgerüttelt und ausgelüftet».

Freilich, die Bürger blieben dem Rummel fern, der ihnen allenfalls wie eine seltsame Abwandlung des hier mit Passion gefeierten Karnevals vorkam, aber nur Kopfschütteln oder gar erzürntes Schimpfen bei ihnen auslöste, zum Beispiel darauf, daß die Polizei sich auf Anweisung des liberalen Innenministers von Nordrhein-Westfalen betont zurückhielt und sich den Demonstranten gegenüber als «Freund und Helfer» gebärdete. Nur rund um die Bannmeile, die das Bundeshaus, das Präsidial- und Kanzleramt und das Außenministerium schützend umzieht, waren größere Einheiten mit Wasserwerfern und Hunden massiert worden, doch brauchte die Hermandad nicht einzugreifen.

Das alles geschah, als verschiedene Organisationen zu einem Sternmarsch gegen die inzwischen vom Bundestag verabschiedeten Notstandsgesetze aufgerufen hatten. Eine einmalige Erscheinung also, eine flüchtige Verirrung bloß? Kaum. Kurz danach wurde Bundespräsident Lübke, als er eine Vorstellung im feudalen Stadttheater besuchen wollte, von jugendlichen Manifestanten umringt und als «Notstandsheini» oder «KZ-Architekt» angepöbelt. Letzteres Attribut hatten einige Aktivisten des links-

radikalen Sozialistischen Deutschen Hochschulbundes (SDS) zuvor hinter den Namen des Staatsoberhauptes in das «Goldene Buch» der Alma Mater gekritzelt. Gegen Semesterschluß protestierten dann mehrmals die Studenten der hiesigen Pädagogischen Hochschule, teils um gegen die ihrer Ansicht nach unzureichende Kulturpolitik der Landesregierung Front zu machen, teils um die Berufung eines umstrittenen Theologieprofessors durchzusetzen, dessen Wahl am Einspruch des betagten Kölner Kardinals Frings gescheitert war. Und an den Mauern der Universität erscheinen immer wieder Anschläge revolutionären Inhalts oder aufrührerische Parolen, in nächtlichen Aktionen angeklebt oder hingepinselt. Ja, selbst an der 150-Jahrfeier der Hochschule im Juli gab es Happenings, um die Würde (oder wie die Jungakademiker meinen, die Heuchelei) der Zeremonien als Lug und Trug zu entlarven. Es gab sogar blutige Köpfe, als viele Studenten die Anwesenheit eines Ehrengastes aus Griechenland zum Anlaß einer Demonstration gegen das dortige Regime nahmen.

Das sonst ruhige, immer etwas verschlafene Bonn stand also, genau wie die Großstädte Berlin, Frankfurt oder Hamburg, im Zeichen der maoistischen «Kulturrevolution», des Studentenaufstandes. Wie sich die tschechische Krise auf die Haltung der Studenten auswirken wird, läßt sich noch nicht überblicken. Aber soviel läßt

Das Fussballspiel

Erzählung von Hans-Rudolf Lehmann

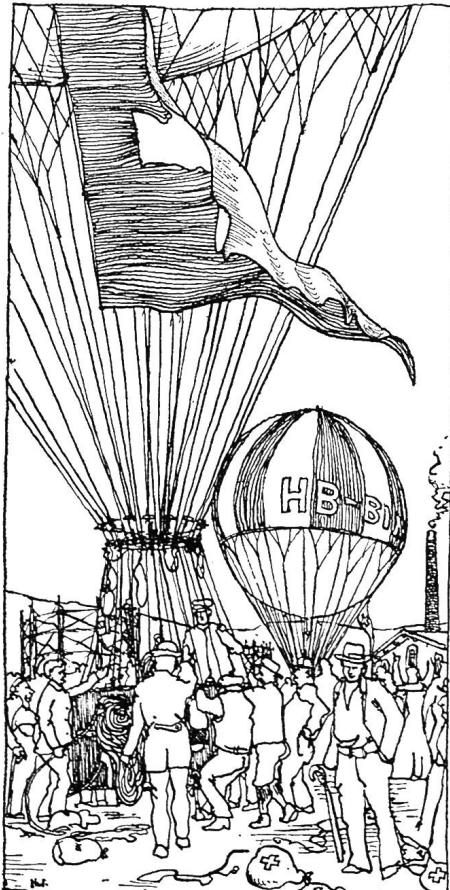
Brief aus Bonn

sich wohl sagen, daß die Bewegung in der Jugend weitergeht, wenn dabei seit Ende August auch mehr unterschiedliche Auffassungen sichtbar werden. So dürfte denn der frische Wind, der seit einiger Zeit in dem manchmal reichlich selbstzufriedenen «Bundesdorf» weht, nicht nur des Herbstbeginns wegen anhalten. Und es schadet sicher nichts, wenn eine Brise davon den einen oder andern Berufspolitiker streift – die Sucht, zum «Establishment» der Arrivierten zu zählen, bleibt trotzdem eine hier besonders verbreitete Krankheit, vielleicht die einzige, die sich nicht auf das im Sommer jeweilen über dem Rheinkessel brütende Treibhausklima zurückführen läßt...

Dein Peter Meier, Bonn

Vexierbild von heute

von Henry Wydler



Wo ist der Ballonführer?

Auf der eingezäunten Rasenfläche zwischen der Straße und dem Wäldchen spielten einige Jungen Fußball.

Thomas stand im Tor, das durch zwei kräftige, in den Rasen gerammte Äste markiert wurde. Damit die untergehende Sonne ihn nicht blendete, hatte er seine Schirmmütze tief in die Stirn gedrückt. In leichter Kauerstellung und mit schlaff herunterhängenden Armen wartete er auf den Ball. Wenn die gegnerische Partei auf ihn zustürmte, kniff er die Augen zusammen und begann ungeduldig in den Kniegelenken zu federn. Wenn aber seine eigene Mannschaft im Angriff lag, schrie er laute Anweisungen ins Kampfgetümmel hinein oder biß sich vor Aufregung in den Handrücken.

Am liebsten hatte er es, wenn er wie die berühmten Torhüter den heranrollenden Ball mit einem Hechtsprung abzuwehren vermochte: er stieß sich vom Boden ab, schnellte seinen Körper mit fangbereit ausgestreckten Armen durch die Luft, krallte im Niederfallen seine Finger in den Ball und riß ihn, geschmeidig auf den Rücken rollend, an seine Brust. Danach stellte er sich von neuem ins Tor und rieb sich verstohlen die aufgeschürften Knie.

Es konnte auch geschehen, daß sich der Ball, statt heranzurollen, dem Tor in hohem Fluge näherte: da straffte er ruckartig seine Beinmuskeln, sprang, stöhnend vor Anstrengung, in die Höhe und ließ den Ball an seinen geballten Fäusten abprallen.

Bei sanften und ungefährlichen Schüssen allerdings veränderte er seine Haltung kaum: er streckte gelassen einen Fuß aus, stoppte den Ball mit dem Innenrist und rief dem schlechten Schützen eine verächtliche Bemerkung zu.

Manchmal jedoch überschritt der Ball trotz seiner Achtsamkeit die Torlinie; und während die Gegner ein triumphierendes Geschrei anstimmten, drehte Thomas sich um, ging langsam über den Rasen, bückte sich schweigend nach dem Ball, kehrte ebenso

langsam zurück und überreichte ihn mit gesenktem Kopf dem Mittelstürmer seiner Mannschaft, der niedergeschlagen beim Torpfosten wartete. Die beiden tauschten einen männlich ernsten Blick und klopften einander begütigend auf die Schultern; dann trabte der Mittelstürmer wieder zur Feldmitte, um den Anstoß auszuführen.

Nach einem Tor indessen, das die eigene Partei erzielt hatte, stieß Thomas schrille Freudenschreie aus und hüpfte strahlend auf und ab; und nun waren es die anderen, die mit hängenden Schultern in ihrer Feldhälfte herumschlügen und rachsüchtig auf den neuen Anstoß warteten.

Die zweite Halbzeit war angebrochen. Ein Angriff brandete gegen Thomas' Tor. Der Ball wechselte in verwirrender Folge von einem Spieler zum andern. Mit wildem Gebrüll stellten sich die Verteidiger den heranstürmenden Angreifern in den Weg. Ein strohblonder, magerer Junge kämpfte sich, den erbeuteten Ball am Fuß, aus dem Gewühl heraus: keuchend stampfte er aufs Tor zu, stoppte wenige Meter vor Thomas und trat so gewaltig auf den Ball, daß dieser hoch über das Tor hinwegpfiff, schräg gegen den Wald abtrieb und mit dumpfem Laut bei den ersten Bäumen landete.

«Daneben! Daneben!» jauchzte Thomas. In langen Sprüngen setzte er dem Ball nach. Er überquerte das schmale Asphaltsträßchen, das dem Waldrand entlangführte, und kroch in die Büsche hinein, zwischen denen das Leder verschwunden war.

«Nicht da... da!» hörte er hinter sich eine Stimme mit rollendem Akzent sagen. Thomas fuhr herum: Ein junger Italiener lachte ihn freundlich an und deutete zur verwitterten Ruhebank hinüber, auf der er vorhin noch gesessen hatte.

Während sich Thomas wieder aus dem Buschwerk hinauswand, schlenderte der Italiener zum Haselstrauch neben der Bank und zog unter dessen Geäst den Ball hervor. Nachdem er ihn prüfend in den Händen gewogen